

**Helga Laher-Reuer**

# **Unter dem Strich**

**Außen- und Innenwahrnehmungen**

**1974-2022**

herausgegeben und mit  
begleitenden Texten versehen von

**Ludwig Laher**





## Über Helga Laher-Reuer und ihre Sehstücke

Unter den professionellen Künstlerinnen und Künstlern gehen die einen das Wagnis ein, von diesem ihrem Tun auch leben können zu wollen, andere wiederum entscheiden sich dafür, einen Brotberuf auszuüben, sind aber dennoch auf die kontinuierliche Begegnung ihrer Produktion mit einem Publikum ausgerichtet. Nicht wenige davon erhoffen sich einen Durchbruch, der es ihnen ermöglichen würde, ausschließlich frei zu schaffen.

Und dann gibt es die große Zahl der Hobbymaler, -musiker, -autoren jedweden Geschlechtes, die mit mehr oder weniger musikischem Talent Teile ihrer Freizeit dafür aufwenden. Auch unter ihnen finden sich zuweilen außerordentliche Begabungen. Aber nur selten gehen sie mit Ansprüchen ans Werk, die sie in die Gefahr bringen könnten, eben diesen Ansprüchen nicht zu genügen. So vermeiden sie es, das Hobby, das doch Freude machen soll, zur Last werden zu lassen. Recht haben sie.

Helga Laher-Reuer lässt sich in keine dieser Gruppen einordnen. Wie häufig es vorkommt, dass jemand so lange mit solch hohen Ansprüchen ans Gelingen Kunst schafft, aber mit wenigen Ausnahmen nur für sich allein, höchstens für einen kleinen Kreis Nahestehender, das kann ich nicht beurteilen. Aber ich kann diese ungewöhnliche Herangehensweise bezeugen, weil ich das Privileg habe, mit dieser Frau einen Großteil meines doch schon recht langen Lebens verbringen, sie lieben zu dürfen.

Äußerer Anlass für diese Publikation ist ihr siebzigster Geburtstag, doch das ist wenig mehr als ein Aufhänger. Dass es mir endlich gelungen ist, sie dafür zu gewinnen, in diesem Buch vor den Vorhang zu treten, ein halbes Jahrhundert künstlerische Auseinandersetzung in Ausschnitten Revue passieren zu lassen, kann ich immer noch nicht so richtig glauben.

Nein, Helga hat es sich auf ihre doch nicht mehr ganz so jungen Tage keineswegs anders überlegt. Sie will mit nichts und niemandem in Konkurrenz treten, eine späte Karriere anstreben. Aber sie hat sich von der Möglichkeit überzeugen lassen, dass mehr Leute Gefallen an ihrer Kunst finden, manchem davon sogar mit einer Intensität begegnen könnten, die eine produktive Brücke zum je eigenen Empfinden, Erleben schlägt, wie das auch bei mir der Fall ist.

Sie hat zugestimmt, dass ich mir zu einer Auswahl ihrer Arbeiten Gedanken machen darf. Gedanken mache ich mir natürlich schon Jahrzehnte darüber, aber jetzt eben systematisch und verschriftlicht. Meine Texte zeichnet ihr dienender Charakter aus, doch habe ich mich bemüht, etwas von meiner Neigung zu diesen Bildern, von meiner Zuneigung also, Sprache werden zu lassen, die ihnen gerecht wird.

Ich bin Partei, es wäre absurd, das zu leugnen. Aber ich habe das Selbstbewusstsein, trotz meiner Beheimatung in einer anderen Sparte einiges an Wissen über die bildenden Künste in mir zusammengetragen, mit meiner Frau und ohne sie viel beglückende Zeit bei der Kunstbetrachtung in Museen und Galerien europaweit verbracht zu haben und beurteilen zu können, dass auf den Seiten dieses Buches viel zu sehen ist, das keine Konkurrenz scheuen müsste, hätte es die Künstlerin je auf einen Wettbewerb mit ihresgleichen angelegt. Bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen sie mit Kolleginnen und Kollegen an öffentlich gewordenen Projekten teilhatte, hat sie viel Zuspruch erfahren, was sie freilich nicht zum Umdenken verführen konnte.

Schon beim oberflächlichen Durchblättern fällt die Vielfalt an Techniken und ästhetischen

Annäherungen an das jeweilige Vorhaben ins Auge. Wer sich nie genötigt sieht, auf einen Wiedererkennungswert setzen zu sollen, eventuell erfolgreiche ästhetische Konzepte aus wirtschaftlichen Gründen länger zu verfolgen, als es ein wirkliches Bedürfnis ist, kann und will vor sich selbst womöglich größere Risiken eingehen, mehr ausprobieren.

Diese Vielfalt ist selbstverständlich, für sich genommen, kein Qualitätskriterium, doch reflektiert sie das ausgeprägte Bemühen, der Form abseits jeder Theorielastigkeit eine herausragende Bedeutung zuzumessen. Es gilt, sie dem Inhalt kongenial an die Seite treten zu lassen. Denn selbst in den scheinbar abstraktesten Werken geht es dieser Urheberin nie um l'art pour l'art, was völlig legitim wäre, sondern darum, etwas zu bedeuten, etwas auszusagen, etwas spürbar, nachvollziehbar zu machen, das über das formale Gelingen hinausweist.

Das mag zunächst überraschen, weil es scheinbar dem Vorsatz widerspricht, auf den Dialog mit einem Publikum weitgehend zu verzichten. Doch sind Künstler, Künstlerinnen immer auch selbst Adressaten ihres Tuns, oft sogar in erster Linie, und Helga Laher-Reuer hat weiß Gott oft Zuflucht zum Malen oder Zeichnen, gelegentlich auch zum Weben oder Knüpfen genommen, um sich klarer zu werden über Herausforderungen, Zumutungen, Schicksalsfügungen, Beziehungen und dergleichen mehr. Selbst beglückende Erfahrungen und Erlebnisse verlangen manchmal Einordnung und Nachspüren.

So ist es wenig verwunderlich, dass einen zentralen Schwerpunkt ihrer künstlerischen Auseinandersetzung der Mensch ausmacht, dieses wundersame Wesen, vom Fötus bis zum Überbleibsel, dem leblosen Körper am Ende seines Weges. Neben dem Ausgangspunkt allen Denkens, Fühlens, Spürens, Handelns, dem Ich spielt in ihrem Werk das intime familiäre Umfeld ebenso eine wichtige Rolle wie, ganz anders angegangen, das Prototypische der menschlichen Existenz.

An der Natur im weitesten Sinne, die eben auch kulturelle Einsprengsel wie alte Grabsteine oder

Fischernetze und Uferbefestigungen einschließt, interessieren Helga Laher-Reuer in erster Linie die Strukturen. Wie viele Künstler vor ihr faszinieren sie die ungeahnten neuen Wirklichkeiten fürs Auge, die durch Detailausschnitte des Wahrgenommenen ermöglicht, ja nahegelegt werden. Mit den Jahren verstärkte sich das Changieren zwischen dem Ungegenständlichen und dem Gegenständlichen, freilich ohne dessen völlige Preisgabe.

In letzter Konsequenz verhalten sich Detailausschnitte des selbst Geschaffenen nicht anders als die sichtbare Welt draußen. In einem autobiographischen Essay notierte ich dazu 2021: „Meine Frau zerschneidet oben in ihrem Atelier alte Leinwände von Bildern, die ihr nicht so gelungen waren, wie sie hoffte. Noch hat sie nicht ganz die Kraft, wieder zu malen, wie ihr kräftiger Strich es verlangt. Stattdessen verblüfft sie mich mit ihrem neuen Projekt: Etliche Fragmente der jetzt zerstörten, vor Jahren entstandenen und zur Seite gelegten, an die Ungegenständlichkeit streifenden Großformate sind mit einem Mal perfekt gelungene kleine Gemälde; wir betrachten die Details und sehen anderes in ihnen als vorher.“ Das gilt vornehmlich für strukturelle Elemente, aber mitunter tauchen auch neue Bildinhalte auf, die sich zum Beispiel als Landschaft oder das Züngeln von Flammen deuten lassen, nie intendiert, nie gemalt, aber da.

Das Verhältnis zur Umgebung, den Menschen, der Umwelt, in Helga Laher-Reuers Kunst wird es mit großer Wachheit, mit großem Einfühlungsvermögen thematisiert. Sie gibt dem Staunen Ausdruck, der Verunsicherung, den Fragen, sie scheut sich nicht vor dem Entsetzen, der Wut, der Trauer, aber auch innige Zugewandtheit und kräftigende Harmonie vermitteln mir ihre Bilder. Sehstücke sind sie allesamt, nicht nur das eine, das sie so nennt. Ohne belehren zu wollen, lehren sie einen, genauer und damit klarer zu sehen.

Helga Laher-Reuer kommt vom Zeichnen. Der sichere, dynamische Strich, wenn es die Komposition erfordert, geht ihr ohne Zwischenschaltung im Kopf leicht von der Hand. Das führt mitunter,

erstaunlich ist das, auch zu Ergebnissen von unendlicher Zartheit wie beim gelben Blütenmeer am Mühlufer. Dann wieder kommen Bilder aufwühlend expressiv daher oder spannend entspannend, indem entspannende Motive spannend umgesetzt werden. Farbe und Licht werden in ihr Recht gesetzt, nuancenreich, unendlich vielschichtig, nie vordergründig und platt. Auch ihre Textilarbeiten sind in letzter Konsequenz Bilder, textile Bilder eben, und in den Assemblagen verfügen sich etwa Pflanzenmaterialien wie selbstverständlich an die richtige Stelle der Bildwelt.

Diese Künstlerin verlässt sich übrigens, abgesehen von den vor Ort geschaffenen Aquarellen, ganz auf ihr besonders stark ausgeprägtes optisches Gedächtnis. Skizzen, Studien, gar Fotos als Vorlagen für die spätere Umsetzung sind die absolute Ausnahme. Wenn man die ausgeklügelten Kompositionen ihrer Bilder in Rechnung stellt, fällt es einem schwer sich vorzustellen, dass sich da zuvorderst Intuition und Spontaneität Bahn gebrochen haben.

Helga Laher-Reuer gehört nicht zu jenen Kunstschaaffenden, die täglich im Atelier stehen. Es gibt längere Phasen der Abstinenz von Pinsel und Stift, Farbtube und Leinwand, in denen ihr nichts abzugehen scheint. Und dann verschwindet sie wieder in ihr Arbeitszimmer, begegnet einem im fleckigen alter Malerkittel kurz im Flur und will immer noch nicht essen kommen.

Etliche Monate vor ihrem Siebziger meinte ich beim Nachtsch, ich würde ihr zum runden Geburtstag gern ein Kunstbuch schenken. Sie fragte mich, ob ich ein bestimmtes im Auge hätte. Ob sie schon wissen dürfe, welches. Sie ist gern neugierig, und ich muss mich meist mühevoll zusammenreißen, standhaft zu bleiben, wenn etwas eine Überraschung werden soll. Doch diesmal hatte ich es ja darauf angelegt, die Sache auszulaudern, weil es mir nicht statthaft schien, hinter ihrem Rücken und ohne ihre aktive Beteiligung etwas so Heikles wie dieses Unternehmen anzugehen. Also, legte sie nach und zeigte mir ihr freundlichstes Gesicht, sag mir's doch. Eines von Helga Laher-Reuer, antwortete ich.

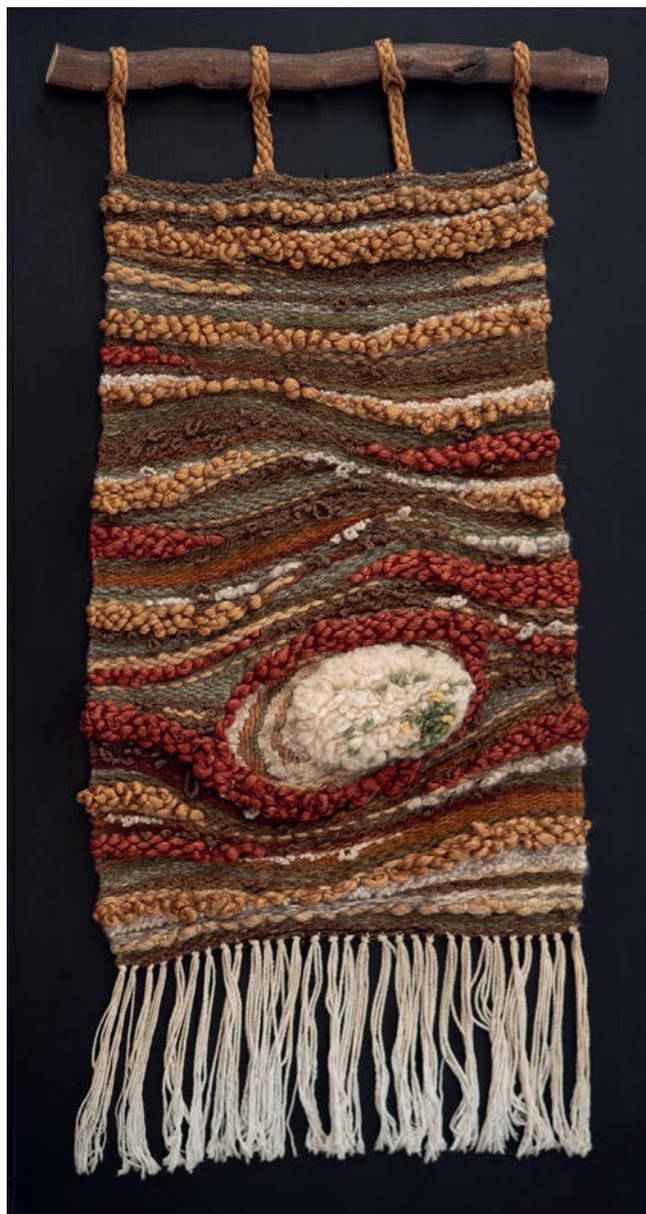
## Warme weiche Wölbung

1974, gewebtes und geknüpftes Textilbild, 50 x 100 cm

Das Material eines Großteils dieser Arbeit ist rau und faserig: Jute. Wenn man das webteppichartige Gebilde betrachtet, mehr natürlich noch, wenn man es, wozu es einlädt, berührt, ertastet, sanft darüber streicht, fällt sofort die farblich akzentuierte Wölbung auf, nicht gewebt, sondern geknüpft, nicht Jute, sondern Wolle, eine organisch hervortretende Höhlung, viel weicher und wärmer als der große Rest.

Entstanden während der ersten Schwangerschaft der Künstlerin, einer ausgesprochenen Wohlgefühlzeit trotz der ungeplanten Überraschung mitten im Studium, zeigt sich in diesem frühen Werk schon der das ganze Schaffen durchziehende Ansatz, Strukturen künstlerischen Ausdruck zu verleihen und doch Wert darauf zu legen, zumindest Assoziationen zum Gegenständlichen Raum zu öffnen.

Und dieser Gegenstand reicht hier weit über den Fötus an sich hinaus in Dimensionen der hormonellen Umstellung, der körperlichen Veränderung, der mentalen Vorbereitung auf das Großereignis der Geburt, es geht ums Staunen, Fühlen, Spüren, ums Begrüßen, ums Lieben.



## Der alte Mann nimmt Platz

1975, Linolschnitt auf Japanpapier, 14,5 x 12 cm

Eine Großstadtszene, man würde es nicht glauben. Kurz vor der willkürlichen Zerstörung weiter Teile von Alt-Urfahr mit seinen verwinkelten Gassen, den Sgraffitofassaden und den einfachen, gemütlichen Gaststätten fängt die junge Künstlerin diesen Moment ein: Der alte Mann mit Hut müht sich, auf einer Wirtshausbank neben dem Baum im großen Garten Platz zu nehmen. Lässt sich die wärmende Herbstsonne erspüren? Denn schon fehlt das Laub.

Auffällig, wie sehr das Motiv an den Rand des Bildausschnittes gerückt ist. An den Rand gerückt. Die alten Leute, an den Rand gerückt. Die Komposition legt einerseits eine inhaltliche Deutung nahe, aber in erster Linie besticht die Arbeit durch ihren Bildaufbau selbst, die Aufteilung von Hell und Dunkel, die vornehme Zurückhaltung, die reiche Kargheit, die Stille, die förmlich zu hören ist: Alles weist auf den Alten, halbrund eingerahmt vom Stamm und vom Ast des Baumes im Vordergrund. Die dichte Baum- und Buschvegetation rechts oben korrespondiert mit dem menschlichen Körper links unten, der selbst fast ein knorriges Holzgebilde sein könnte.

Mit den Jahrzehnten gewinnt das als Fingerübung gedachte kleine Format für seine Schöpferin mehr und mehr Gewicht. Weil sie älter wird?



Linz 1975

H. Rencor

## VOEST Linz

1976, Linolschnitt auf Japanpapier, 22,5 x 14 cm

Industrieanlagen. Kein vorrangiges Thema der Bildenden Kunst. Nicht um die akkurate Wiedergabe der Schlote, Hochöfen, Stahlproduktionshallen oder der Krananlagen im Hafensbereich geht es hier, sondern um die subjektive Wahrnehmung jemandes aus der Ferne. Da ist etwas massiv präsent und doch sehr fremd, der Riesenkomplex zieht die Aufmerksamkeit auf sich, dominiert, bei Dunkelheit noch wesentlich mehr als am Tag.

Die junge Künstlerin im zehnten Stock des gesichtslosen Studentenheimes hat einen ungewohnten Ausblick. Aus der ländlich geprägten Umgebung des Elternhauses, wo die Ausläufer der Alpen langsam dem Alpenvorland weichen, verschlug es sie hierher.

Weit drüben jenseits der Donau ist es auch nachts immer hell. Der Himmel schlägt farbliche Kapriolen, es raucht, und manchmal stinkt es. Wenn der Wind in Richtung der Hochschule am Rande Urfahrs weht, steigt einem der beißende Geruch der Stickstoffwerke gleich neben der VOEST in die Nase. Noch denkt kaum wer an die Schadstoffe, die gewaltigen Belastungen für Umwelt und Bevölkerung. Ein Spektakel für die Sinne immerhin, das sie sich freilich nicht aussuchen würde.

Und doch ein Thema, ein Bildmotiv. Alles irgendwie archaisch, holzschnittartig wiedergegeben, wiewohl in der moderneren Technik des Linolschnittes. Statisch die Bauten, dynamisch, wellenförmig sich ausbreitend die Erhellung, sie erinnert an ein Feuer, den ursprünglichen Motor des Industriezeitalters, ein Feuer, das sich von rechts über das gesamte Gelände ausbreitet, es einrahmt, ohne es anzugreifen.